

Saß aus Liebe.

Roman nach dem Englischen
von Hugo Falkner.

Copyright by Greiner & Comp., Berlin W 30.
Nachdruck verboten.

17

Fortsetzung.
6. Kapitel.

Das Gesicht am Fenster.

Ein anmutiges Bild war es, das sich den Blicken der Einsamen hier draußen bot. Das Gemach, in das sie sah, war hoch und luftig, mit einigen kostbaren Bildern geziert; auf einer prachtvollen Kredenz funkelten goldene und silberne Geräte, Blumen und Obst standen in Kristallschalen auf der gedekten Tafel.

Welch schönes, behagliches Heim! Sie sah die Diener, die die letzte ordnende Hand an alles legten, dann trat jene ein, die zu sehen Vola bei Ferras hierhergekommen war. Lady Zielben, noch immer eine stattliche Matrone, trug eine Robe von dunkelbraunem Samt, Lord Zielben sah in seinem Gesellschaftsanzug gar vornehm und sympathisch aus, Gertrude aber war das Ideal holdseligster Mädchenhaftigkeit.

Als die Lausherrin am Fenster der gemächlichen Gruppe anständig ward, zog sie sich in den Hintergrund zurück, denn sie fühlte, wie unmöglich es ihr sei, die heißen Tränen zurückzudrängen. War es denn möglich, daß auch sie einst jung, schön, glücklich und geliebt gewesen war wie jenes schöne, junge Mädchen dort drin im wohllichen Gemach!

Lord Zielbens Geheimnis war ihr bald offenbar; es konnte darüber keine Täuschung obwalten, er verriet dasselbe in jedem Zug seines Gesichtes, in jeder Bewegung, in jedem Wort; alle Welt erkannte es und Madames dunke Augen ließen sich am wenigsten täuschen, wo es galt, Liebe zu erpähnen. Oh, wo waren sie hin entschwinden, jene Tage beseligenden Hangens und Wangens.

Stand die Liebe jener beiden jungen Leute irgendwie im Zusammenhang mit dem rätselhaften „Eingesandt“? Sie beobachtete die beiden unausgesetzt und vermochte ihre Blicke nicht hinwegzuwenden; der schöne junge Edelmann war aufmerksam und zuvorkommend gegen seine Mutter, aber man sah es wohl, daß sein Herz Gertruden angehörte.

Gertrude, die zufällig das Antlitz dem Fenster zuwendete, begegnete dem Blick jener dunkelglühenden schwarzen Augen. Mit einem lauten Schrei sprang sie auf, sie, die sonst so mutig, hatte mit einem Male alle Fassung verloren.

„Harry“ rief sie, „es ist jemand am Fenster, ich habe das Antlitz einer Frau gesehen.“

Er sprang gleichfalls empor und eilte ans Fenster, doch Madame St. Ange war verschwunden; sie hatte gesehen, daß Gertrude ihr Hiersein bemerkte und sich mit fabelhafter Geschwindigkeit entfernt; daß sie jedes Mädchen kannte, kam ihr zu flatten, denn nur so gelang es ihr, eine Grotte auf dem kürzesten Wege zu erreichen, in der sie sich für den Moment verbergen konnte, um jeder Gefahr zu entgehen; niemand ahnte, daß sie dort zu finden wäre.

Zugewisschen hatte Lord Zielben sich wieder zu Gertruden gewendet.

„Das Antlitz einer Frau?“ forschte er. „Sind Sie auch ganz gewiß, was Sie behaupten, Kind? Es kann ein Schatten gewesen sein, der Sie erschreckte.“

Gertrude hatte sich von ihrem Schrecken bereits vollständig erholt und trat ans Fenster.

„Es war kein Schatten.“ entgegnete sie mit voller Bestimmtheit, „es war das Antlitz einer Frau, mit großen,

dunklen Augen, mit weißem Haar, sie blickte durch die Fensterscheiben herein, als wolle sie um jeden Preis irgend etwas erpähnen.“

Lady Zielben trat ebenfalls hinzu.
„Du mußt dich geirrt haben, Kind, kein Mensch vermag ohne Wissen der Dienerschaft hier einzudringen.“ Gertrude lächelte.

„Sie wissen, Lady Zielben, daß ich nicht an Nervosität leide; ich war im Moment überrascht, aber durchaus nicht ängstlich, und ich bin fest überzeugt, daß es ein Frauenantlitz war, das ich sah. Ich habe die dunklen Augen, das weiße Haar zu deutlich bemerkt; Sie werden vielleicht noch mehr staunen, wenn ich hinzufüge, daß diese Augen mir nicht fremd sind, daß mir ist, als hätte ich sie schon irgendwo im Leben gesehen.“

„Mein liebes Kind, ich bin überzeugt, das ist Einbildung,“ versicherte Lady Zielben.

Gertrude griff plötzlich mit der Hand an die Stirne.
„Laßt mich denken, wo bin ich diesem Antlitz schon begegnet?“ sprach sie sinnend.

Man blickte sie überrascht an.

„Jetzt weiß ich's,“ rief sie plötzlich lebhaft, „und kann meine Behauptung auch im Notfalle beweisen. Ich sprach heute bei Frau Oren, der Obstbändlerin, vor, um Trauben zu kaufen, und jene Frau mit den dunklen Augen besand sich im Gewölbe. Ich dachte, sie falle in Ohnmacht, so bleich sah sie aus; als ich aber zu ihr sprach, da antwortete sie mir nahezu unhöflich. Damals schenkte mir auf, wie dunkel und glühend ihre Augen seien, welche eigentümlichen Kontrast sie zu dem Haare bildeten.“

Lord Zielben hatte aufmerksam jedes Wort gelauscht.

„Hat sie eingehender mit Ihnen gesprochen, Gertrude?“

„Nein, nur wenige Worte, ich glaube, sie versicherte mir, daß ihr ganz wohl sei.“

„Haben Sie irgendeine Eigentümlichkeit an Ihrer Stimme bemerkt?“

„Nein, ich kann nicht sagen, daß dies der Fall gewesen wäre, aber ich kann Sie versichern, liebe Lady Zielben, daß es die Stimme jener Frau war, welche mich jetzt durch das Fenster anstarrten.“

„Harry, nimm lieber einige der Leute mit dir und lasse den Park durchsuchen, ich fühle mich beunruhigt,“ sprach Lady Zielben, durch Gertrudens bestimmte Behauptung einigermaßen aus ihrer Ruhe aufgeschreckt.

Es geschah, doch es ergab sich kein wesentliches Resultat, nur in der Nähe des Fensters war ein Zweig der Passionsblumen geknickt, als sei er etwa zur Seite geschoben worden, um besser in das Gemach hineinsehen zu können. Zwei der Diener begleiteten Lord Zielben; Madame St. Ange sah sie von ihrem Versteck aus den Park nach allen Richtungen durchstreifen, aber sie fanden niemanden.

Harry blieb, als er endlich unrichtiger Dinge wieder zurückkehrte, ernst und in sich gekehrt. Lady Zielben meinte, es sei gar keine Veranlassung, sich zu beunruhigen, die Frau habe vielleicht betteln wollen und widersand der Verführung nicht, die Bewohner des Hauses, wie sie wählte, selbst umgesehen zu beobachten.

Man begab sich also endlich zur Ruhe, ohne dem nannten Vorfalle bedeutendes Gewicht beizulegen. Lord

Zielben allein schlief nicht; es verfolgte ihn ein Gedanke, den er nicht mehr loszubekommen imstande war. Wer konnte es über das Herz bringen, dem schönen, lebenswichtigen Mädchen, der Schutzbesonnenen seiner Mutter, unfreundlich zu begegnen? Wer konnte es wagen, sich bis zu den Schlossfenstern heranzuschleichen? Doch sicherlich nur irgendeine Person, die besonderes Interesse daran hatte, Gertrude zu beobachten, die lebhafteste Neugierde empfand, sie zu sehen.

Konnte es irgend jemand sein, der das „Eingesandt“ geleitet, der irgendeine Auskunft zu bringen hatte, zuvörderst aber seine Neugierde befriedigen wollte hinsichtlich der Person, die die Notiz hatte einreichen lassen? Sie anderen mochten sich zur Ruhe begeben — immerhin. Lord Zielben aber beschloß, die ganze Nacht hindurch zu wachen und auf der Lauer zu liegen.

„Gute Nacht, Gertrude,“ hatte er zu dem Mädchen gesagt, „vergessen Sie das spärende Frauenantlitz und schlafen Sie wohl!“

„Ich glaube, ich werde es nie zu vergessen imstande sein, Harry, aber ich bin gar nicht ängstlich.“

Er blickte ihr nach, als sie die breite Steintreppe emporstieg; auf halbem Wege blieb sie stehen, wandte sich um und nickte ihm einen freundlichen Abschiedsgruß zu. Wie wenig ahnten die beiden, was sich ereignen sollte, bis sie sich zum nächstenmal wiedersehen.

Gertrude ging in ihr Zimmer und vergaß bald im tiefen Schlafe der Jugend ihre Leiden, während Harry immer unumstößlicher die Gewißheit in sich fühlte, daß der Vorfall des heutigen Abends weitere Folgen nach sich ziehen werde. Er beschloß deshalb, noch einen Rundgang durch den Park zu unternehmen, um vielleicht doch zu irgendeinem Resultat zu gelangen.

7. Kapitel.

Gefangen.

Die Dunkelheit der Nacht deckte den jungen Edelmann in keiner Weise. Wenn Mond oder Sterne geleuchtet hätten, so würde die Frau, wer immer sie auch sein mochte, sich sicherlich niemals in den Park gewagt haben. Die Dunkelheit hatte jedenfalls ihr Vorhaben begünstigt, sie sollte nun auch ihm behilflich sein, sie zu finden; er hielt es für das Kassamste, zuerst bis zur Portiersloge am Parkeingang zu gehen, um zu fragen, ob dort jemand beachtet worden sei, der sich in die Anlagen begeben hatte.

Der Portier und seine Frau erklärten auf die Anfrage des jungen Edelmannes mit aller Bestimmtheit, sie hätten niemanden gesehen.

Der Verdacht, den Lord Zielben hegte, nahm immer mehr zu; die Frau war offenbar verflohen auf irgendeine bis nun unaufgeklärte Weise in den Park geschlichen, ihr Zweck konnte somit keinesfalls ein rechtlicher sein. Wenn es ihm nur gelingen würde, sie zu finden. Er wußte nicht, von wo aus er am besten anfangen könnte, zu suchen, so genau er auch jeden Fußbreit Erde kannte; jedenfalls wollte er im Falle der Not die ganze Nacht im Parke bleiben, denn finden mußte er sie um jeden Preis.

Lauschend stand er still; hier und da ließ eine Nacht-eule ihr heiseres Krächzen vernehmen oder man hörte ein Eichhörnchen im Laube rascheln; leise wehte der Wind in den Wipfeln der Bäume, sonst aber herrschte lautlose Stille.

So verging mehr denn eine Stunde, ohne daß er dem Zwecke seiner nächtlichen Wache nähergerückt wäre; fast fühlte er sich verzweifelt, die nutzlose Suche aufzugeben; nachdem er wieder eine Weile herumgeirrt, stand er abermals still; lautlose Ruhe herrschte, er meinte seinen eigenen unruhigen Herzschlag vernehmen zu können — doch halt — was war das? Vernahm er nicht leise, schleichende

Die schönsten Mäntel
zu billigsten Preisen
bei
KRÜGER & WOLFF, Pforzheim

Ein edles Frauenleben.

Roman von Carola Weiß.

Copyright by Greiner & Comp., Berlin W 30.
Nachdruck verboten.

3. Fortsetzung.

Sie war die letzte, die ausstieg, da sie müde und erschöpft, kurz vor dem Gassen des Zuges eingeschlossen und von dem Kondukteur erst geweckt worden war. Der eifige, kalte Aufzug, der sie anwehte, als sie auf den Perron trat, machte sie vollständig nüchtern, und doch ging sie, da sie fremd war, durch zwei, drei unrechte Türen, bis sie endlich den Ausgang fand, der auf die entgegengesetzte Seite des Hauses führte, wo in langer Reihe die Wagen standen. Sie wollte eben heraustrreten, da kam ihr in der vollen Beleuchtung Graf Weza entgegen.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie anspreche, aber ich suchte Sie schon überall,“ sagte er; seine kräftige, tiefe Stimme schlen selbstsam besangen. „Der Kutscher meiner Mutter wartet hier auf ein Fräulein Werner aus Leipzig. Er kann nicht Deutsch und sich nicht verständlich machen . . . und da Sie die einzige Dame sind, die mitgefahren . . . so . . .“

„Ich bin Elisabeth Werner aus Leipzig,“ versetzte sie nach einer Weile mit stotterndem Atem und ohne aufzublicken. Sie war fassungslos vor Bestürzung. Er, der sie so tödlich verlegt, war Graf Willag, der Sohn der Dame, nach deren Schlosse sie berufen war!

„Sie, Willag!“ rief der Kutscher.
Eine elegante Equipage, mit zwei kräftigen Schimmeln bespannt, fuhr vor.

„Hier ist das Fräulein,“ sagte er ungarisch. „Soll er Ihr Gepäck holen?“ wandte er sich dann an Elisabeth.

„Ich habe keins, es ist vor mir im Schlosse angelangt,“ versetzte sie. Dienstfertig öffnete er den Schlag. Sie hatte sich nicht vom Plaze gerührt, unbeweglich stand sie da; bleich bis auf die Lippen, aber — einen festen Entschluß in Blick und Mienen . . . nicht einzugehen, wenn dieser Mann mitfuhr und wenn er auch der Sohn des Hauses.

steigen, wenn dieser Mann mitfuhr und wenn er auch der Sohn des Hauses.

Ihr Gesicht sprach zu deutlich. Ein Blick fuhr aus seinen dunklen Augen, dann aber trat er mit einer raschen Bewegung weg, berührte leicht seinen Tschako und schwang sich zu Mistol auf den Aufseherbock.

Ausatmend stieg das Mädchen in den Wagen und zog den Schlag hinter sich zu, er hatte sie wenigstens verstanden, der rohe, rücksichtslose Mann.

Der Tag grante, als man vor dem Schlosse hielt. In dem halben Dämmersehn, der noch vom eifigen Frost und Schneegestöber verbichtet und verbüffert war, konnte Elisabeth nichts als eine hohe, stattliche Mauer und eine Wüste von Eis und Schnee sehen.

Der Schloßwart und eine alte Dienerin waren wach, um den Gast zu empfangen. Beide waren nicht wenig erstaunt über die gleichzeitige unerwartete Ankunft des jungen Grafen. Und während der Schloßwart dem gnädigen Herrn die Hand küßte und ihn unter lauten Ausdrücken und tausend Glückwünschen nach seinem Zimmer geleitete, führte die Dienerin, aber auch erst nach dem üblichen Handkuß, Elisabeth den breiten, teppichbelegten Treppentur hinauf, der zu den oberen Stockwerken führte, wo sich das für sie bestimmte Zimmer befand.

Es war ein heller, freundlicher Raum, sogar mit einer gewissen Eleganz ausgestattet; was aber Elisabeth in diesem Augenblicke am wohltesten berührte, war die behagliche Wärme, die es durchströmte, und die ihre halberstarrten Glieder mit einer erquickenden Empfindung umfing. Mit stillem, dienstfertigen Ausbruch, aber ohne ein Wort zu sprechen, rückte die Alte einen Sessel zu dem warmen Ofen, dann ein kleines Tischchen davor, worauf sie das Teegefäß setzte, und fing an, mit sorgfamer Hand den Tee zu bereiten.

Elisabeth setzte sich und trank abschwamm mit, fragten das heiße, bühende Getränk, das sich wie warmes, frisches Leben durch ihren ganzen Körper ergoß. Und während des Trinkens blickte sie von Zeit zu Zeit auf und sah sich den fremden Raum an, der nun ihr eigener werden sollte, und das merkwürdige Gesicht der Alten, die mit ruhiger, geschäftiger Hand für ihre Bequemlichkeit sorgte. Sie mochte siebzig Jahre zählen und war schon ganz ge-

beugt durch die Last der Jahre. Ihr Gesicht war runzelig, verfallen in Form und Ausdruck, nur in den Augen, dunklen Augen lag noch ein fast jugendliches Feuer.

„Es war ein sehr werkwertliche Fahrt in dieser kalten Jahreszeit, und wer nicht an unser Klima gewöhnt ist, dem muß es gewiß sehr hart ankommen. Wenn ich dem Fräulein raten darf, so versuchen Sie jetzt ein paar Stunden zu schlafen. Die Gnädige wird Sie doch nicht vor der Mittagstafel empfangen. Der gnädige Herr Graf, der mit Ihnen zugleich angekommen ist, war ein volles Jahr nicht zu Hause und so werden sie sich beide manches zu erzählen haben. Hier ist das Schlafkabinett.“

Mit diesen Worten zog die Alte einen breiten, dunklen Vorhang beiseite und zeigte ihr einen zweiten kleinen Raum, der als Schlafzimmer eingerichtet war. Elisabeth besah den Rat, und als sie nach einigen Stunden erwachte, fiel die Mittagssonne strahlend in ihr Zimmer. Erschrocken fuhr sie auf, da klopfte es auch schon leise an die Tür. Es war die alte Dienerin, die sie abzuholen kam, da die Gräfin sie zu sprechen wünschte. Elisabeth machte rasch Toilette. Als sie die Flechten löste und es wie ein heller, goldener Mantel um die hohe Mädchenstalt floß, schlug die Alte vor Bewunderung die Hände zusammen.

„Nienem!“ sagte sie mit natvem Erstaunen. „Solches Haar hat grade die Mutter Gottes, die in Larnova in der Betrikirche abgebildet ist.“

Elisabeth war nicht eitel, aber die schlichte Bewunderung machte ihr doch Freude.

„Ich bin fertig,“ sagte sie nach einer Weile. „Sie können mich zur Frau Gräfin geleiten.“

„Warum sagt das Fräulein Sie zu mir?“ fragte die Alte.

Das Mädchen sah sie erstaunt an.

„Bei uns werden Dienstmoten geduldet.“

„Das ist ein Brauch, der mit nicht gefällt,“ versetzte Elisabeth. „Welches Recht hätte ich, Sie mit „Du“ anzusprechen? Sie sind mir fremd und so alt, daß Sie meine Großmutter sein könnten. Wie heißen Sie?“
„Man nennt mich Tilla, weil ich bei den Kindern bin. Ich heiße aber Emma und war einst die Amme der Gnädigen.“ (Fortsetzung folgt.)

Tritte dort drüben jenseits der Eisen; es rauschte kaum merklich in den Zweigen, als dränge sich jemand vor- sichtig durch das Unterholz. Ja, er hatte sich nicht ge- dacht, die Schritte nahen. Er regte sich nicht, er sann nach, wie es ihm am leichtesten gelingen sollte, den Ein- dringling dingfest zu machen. Ueberlegte er den schmalen Graben, der ihn von der Erlengruppe trennte, so konnte das Weib — denn ohne Zweifel war ja sie der nächt- liche Eindringling — ihn hören und sich abermals im Schutze der Dunkelheit verbergen, dieses Mal vielleicht so gut, daß es ihm unmöglich ward, sie zu finden. Er durfte sie also vor allem nicht erschrecken. Lautlos huschte er vorwärts, von Zeit zu Zeit nur innehaltend, um nach den Fußstapfen jenseits des Grabens zu lauschen.

Endlich war das Ende des Grabens erreicht, wartend stand er stille; er war mutig und unerschrocken, doch un- willkürlich vermochte er sich einer seltsamen Bewegung nicht zu erwehren, als die schleichenden Schritte immer näher und näher kamen, sie schlugen immer deutlicher an sein Ohr, endlich sah er die Umrisse einer dunklen Ge- stalt, er streckte die Hände aus und faßte — ein Frauen- kleid. Mit leisem, ängstlichem Aufschrei blieb die Trägerin desselben stehen.

„Wer sind sie?“ forschte er.
Doch keine Antwort erfolgte.
Es war zu dunkel, als daß er hätte erkennen können, wen er festhielt, er sah nur, daß es eine hohe Frauen- gestalt sei, die zitterte und bebte. Momentane lautlose Stille herrschte, dann versuchte die Frau mit aller Ge- walt, sich loszureißen.

„Sie sollen nicht fort, ehe Sie mir gesagt haben, wer Sie sind und was Sie hier wollen; geben Sie das Ringen auf, Sie sind eine starke Frau, ich aber bin ein Mann und Ihre Fluchtversuche erweisen sich als nutzlos. Sagen Sie mir, wer Sie sind und was Sie wollen, dann lasse ich Sie ziehen, früher nicht.“

Sie rang mit solcher Gewalt mit ihm, daß ihr schwar- zer Mantel zerriß, der Hut ihr vom Kopfe fiel und da- mit zugleich ein weißer Gegenstand; sie wußte, daß es die Perücke sei, die sie so vortrefflich verkleidet hatte, und mit diesem Bewußtsein kam ihr auch der Mut der Verzweiflung, der ihr beispiellose Kraft verlieh, so daß es ihr nahezu gelungen wäre, sich dem eisernen Griff ihres Feindes zu entziehen.

„Rein,“ sprach dieser, „ich will Ihnen nicht wehe tun, ich könnte Sie ja binden, wenn ich es wollte, aber ich will nicht. Wenn Sie es aber wünschen, so können wir bis zum tagenden Morgen hier stehen, damit ich sehen kann, wer Sie sind, wenn Sie es mir schon nicht sagen wollen.“

Es ward ihm nicht leicht, dieses sonderbare Weib festzuhalten, denn sie wehrte sich mit aller Kraft; wie lange Zeit in diesem entsetzlichen Kampfe verging, sie wußten es beide nicht; sie rang mühsam nach Atem, und er glaubte, daß sie aus Erschöpfung bald nachgeben werde; so geschah es auch, sie gab das Ringen auf und lag schwer in seinen Armen, sie senkte tief auf.

„Am Gottes Barmherzigkeit willen, lassen Sie mich fort,“ bat sie.

„Sagen Sie mir, wer Sie sind und was Sie wollen, dann können Sie gehen,“ war seine Entgegnung.

„Sie kennen mich nicht. Ich habe Arbeit gesucht, ich bin eine arme Frau, die in allen vornehmen Häusern um Näherer gebeten hat. Ich sprach heute auch hier vor, aber es war nichts zu haben. Ich war müde und hun- grig, so kam es, daß ich im Parkte erschöpft einschlie- ße; erst jetzt erwacht, suchte ich, meinen Weg hinauszufin- den; ich wollte nichts Böses, um Himmels willen, lassen Sie mich gehen.“

Die Geschichte konnte immerhin wahr sein und Lord Fielben war nahe daran, die Frau freizugeben.

„Waren Sie es, die durch das Speisezimmerfenster her- einblitzte und eine junge Dame erschreckte?“

Sie schweig und er wiederholte seine Frage.

„Ja, ich war's,“ stammelte sie endlich. „Ich wollte niemand erschrecken; ich fror, ich hungerte, der helle Licht- schchein zog mich an und ich blitzte hinein. Ich wollte nichts Böses, ich tat nichts Böses, geben Sie mich frei.“

Dieser eine Satz erwies sich als verhängnisvoll, er verriet ihm, daß sie eine Ausländerin sei. Sie hatte in der Aussprache die Französin nicht gänzlich verleugnen können, fester umschloß er ihr Handgelenk.

„Sie sind Französin, vielleicht gar eine Abgesandte jenes bösen Weibes,“ rief er mit Lebhaftigkeit.

Mit erneuter Kraft rang sie mit ihm, um sich freizu- machen, dabei leise Mogaute ausstößend, doch sie ver- mochte nicht anzulampfen gegen seine Stärke, sie war hilf- los gleich einem Kinde.

„Sie können nicht entkommen, Ihr Ringen ist ver- geblich,“ sprach er ernst, „geben Sie es auf!“

Die Wollen zertellten sich, der Mond in seiner majes- tätischen Ruhe blickte hernieder vom Himmelszelt.

„Gott sei Dank!“ rief Lord Fielben, „nun kann ich Sie endlich sehen!“

„Lassen Sie mich, oh, lassen Sie mich,“ wehklagte sie, aller Rassung bar.

Sie wendete das Antlitz ab, damit der Mond es nicht beleuchte.

„Ich töte mich, wenn Sie versuchen, mich zu sehen!“

„Sie können es nicht, haben Sie denn kein Entsehen? Erkennen Sie denn nicht, daß Sie bezwungen sind?“

Sie tat einen Sprung, als wolle sie ihn an der Kehle packen; es war ein letzter, verzweifelter Versuch, der sich als vollkommen vergeblich erwies, er hielt sie mit eisernem Griff. Da fand sie denn, vom Mond hell beleuchtet, vor ihm, eine hohe majestätische Frauenge- stalt, deren dunkles Haar in prächtigen, wirrem Gelock- tief in den Nacken niederfiel, die in unheimlicher Blut- funkelnden röhenschwarzen Augen bildeten einen seltsamen Kontrast zu dem rötlichen, bleichen Antlitz; das fallende Haar lag zerteilt zu ihren Füßen; der Mond leuchtete so hell, daß Lord Fielben jeden einzelnen Zug in diesem seltsamen Frauenantlitz sehen konnte.

Am Tu durchzuckte ihn das Bewußtsein, Wen er vor- sich habe. Das war kein armes, darbenbes, gewöhnliches Weib, das Arbeit suchte, das war eine gebietende, ma- jestätische Frauengegestalt, die ein bestimmtes Ziel vor Augen hatte.

„Ich kenne Sie,“ rief er laut, „Sie sind die Frau, nach der ich Tag und Nacht in ganz Europa gesucht habe — Sie sind Lola de Ferras.“

Ein Schrei entrang sich ihren Lippen, zitternd sank sie zur Erde.

„Sie sind Lola de Ferras,“ wiederholte er, „die Frau, die einzig und allein das geheimnisvolle Schicksal Karl v. Mannmoors kennt. Sie müssen mit mir kommen!“

Wollwaren — Trikotagen

Wäsche, Herrenmoden, Strumpfwaren, Garne

Fernss

Nforzheim

Westliche 16

Fillialen:
Ebersteinstraße 13
und Oestliche 33

Ihre Kraft war gebrochen, es war, als ob die Ren- nung ihres Namens sie habe erlahmen lassen. Er hob sie empor, sie widerstand nicht, er schleuderte die am Boden liegende weiße Perücke weit von sich, sie ließ es geschehen. „Sie werden dieser unwürdigen Verkleidung nicht mehr bedürfen, kommen Sie mit mir,“ sprach er ernst.

Als er jetzt ihre Hand von neuem erfaßte, fiel sein Blick auf den Trauring an ihrem Finger, und er zuckte merklich zusammen. „Er ist vermählt, und mit wem?“

„Wohin wollen Sie mich bringen? Ich gehe nicht auf das ... wohin führen Sie mich?“

„Nach der Portiersloge; dort werde ich Sie zurück- halten, bis Sie das Geheimnis von Sir Karl v. Mann- moors rätselhaftem Verschwinden lösen.“

„Dann werde ich dort stehen,“ entgegnete sie mit trübseligem Lächeln. „Es gibt gar viele nützliche und kluge Erfindungen auf Erden, ich habe aber noch niemals von einer vernommen, die instände wäre, eine Frau zum Reden zu zwingen, wenn sie schweigen will.“

„Auch ich nicht,“ entgegnete er ernst. „Ich überlasse es Ihrem Rechtsgefühl, Ihrem Ehrgefühl, zu reden; daß es nicht in meiner Macht liegt, Sie zu zwingen, dessen bin ich mir wohl bewußt.“

„Sie mögen mich einsperren, mich in einen Kerker schleppen, alles und jedes mit mir tun, ich bin trotzdem Herrin der Sachlage und gedulde, es zu bleiben.“

Endlich war die Portierswohnung erreicht und Lola stand schweigend, während Lord Fielben Einlaß begehrte. Der junge Mann bewachte sorgsam jede ihrer Bewegungen, er wollte recht gut, daß sie auf Flucht sann, und er beabsichtigte, diese um jeden Preis zu verhindern.

(Fortsetzung folgt.)

Da streiten sich die Leut' herum
Ob um den Wert des Glüds,
Der eine heißt den andern dumm,
Am End weiß keiner nig.

Ferd. Raimund.

Beleuchtung bei Wirtschaftsführen

Ministerialrat Dr. Kiefer schreibt in der Württ. Gemeinde- zeitung: Es kommt häufig vor, daß der Landwirt, der den Tag über auf dem Feld gearbeitet hat, abends mit seinem Fuhrwerk Heu oder andere landw. Erzeugnisse, die in einer Feldscheune lagern, nach Hause führt. Wenn er auf an- deren als bloßen Feld- oder Holzabfuhrwegen fährt, so er- hebt sich die Frage, ob der Fuhrmann nach Eintritt der Dunkelheit sein Fuhrwerk gemäß den Vorschriften des § 4, Abs. 1 und 2 der Straßenverkehrsordnung beleuchten muß, oder ob er von der Beleuchtungspflicht durch § 4 Abs. 3 be- freit ist. Wäre er zur Beleuchtung verpflichtet, so müßte er für eine vorchriftsmäßige Laterne sorgen und eine solche gewöhnlich schon morgens oder mittags bei der Ausfahrt mitnehmen; im Fall der Unterlassung wäre er auch für Fahrlässigkeit auf Grund von § 366 Ziff. 10 StGB straf- bar. Die Frage ist schon strittig geworden. Von mehreren Seiten wurde behauptet, daß der Fuhrmann zur Beleuch- tung eines solchen Fuhrwerks verpflichtet sei; denn die Worte „unmittelbar vom Feld“ in § 4 Abs. 3 seien dahin aufzufassen, daß die Beleuchtung dann unterbleiben könne, wenn in Zeiten der Frucht-, Heu-, Dehnd-, Kartoffel-, Rüben- usw. Ernte die landw. Erzeugnisse unmittelbar vom Acker oder von der Wiese weg nach Haus gebracht werden. Dieser Auffassung kann nicht beigetreten werden. In § 4 Abs. 3 ist nirgends zum Ausdruck gebracht, daß die Be- freiung von der Beleuchtungspflicht nur während der Dauer der Ernte gelte und daß die landw. Erzeugnisse noch auf dem „Feld“, d. h. auf dem Acker oder auf der Wiese lagern müssen. Nach der Auffassung des § 4 Abs. 3 ist vielmehr das entscheidende Gewicht darauf zu legen, daß die landw. Erzeugnisse vom Feld (und nicht etwa vom Bahnhof oder von der Mühle oder vom Lagerhaus des Händlers oder der Bezugs- oder Absatzgenossenschaft und dgl.) aus eingebracht, d. h. auf den Hof (den Betriebshof) oder in die benachbarte Mühle oder in das benachbarte Lagerhaus oder auf einen benachbarten Bahnhof und dgl. geführt werden. Die Ein- bringung muß ferner unmittelbar vom Feld aus stattfinden, wenn also Frucht vom Feld zur nächsten Mühle geführt wird, so besteht kein Beleuchtungszwang; wird aber das Mehl aus der Mühle abgeholt und auf den Hof geführt, so wird das landw. Erzeugnis nicht „unmittelbar“, sondern nur „mittelbar“ vom Feld eingebracht, weshalb für diese Fuhrer der Beleuchtungszwang gilt. Ob das landw. Erzeug- nis vor dem Aufladen auf das Fuhrwerk noch auf dem Bo- den des Ackers oder der Wiese ausgestreut oder aufgeschüt- tet lagerte oder in einer Feldscheune untergebracht war, ist für die Befreiung von der Beleuchtungspflicht unerheblich. Ebensovie ist von Belang, ob die Wirtschaftsführer zur Zeit der Ernte oder nachher ausgeführt wird. Wenn also Heu aus einer Feldscheune auf den Hof geführt wird, so gilt für diese Wirtschaftsführer die Befreiungsvorschrift des § 4 Abs. 3 der Straßenverkehrsordnung; sie braucht deshalb nach Eintritt der Dunkelheit auch auf Nachbarschafts- und Staatsstraßen nicht beleuchtet zu werden. Je nach Lage der Umstände kann sich aber die Beleuchtung gleichwohl empfehlen. Dieser Auslegung hat sich auch das Innen- ministerium angeschlossen.

Politische Wochenchau

Aller Welt Augen sind jetzt nach Frankreich gerichtet. Dort fanden am letzten Sonntag die Neuwahlen zur Kammer statt. Allerdings war es nur der erste Wahlgang. Nächsten Sonntag folgen die Stichwahlen nach, und zwar in nicht weniger als 425 Wahlkreisen. Im ganzen sind 612 Mandate zu besetzen. Somit kann man heute nicht voraussetzen, wie stark die Fraktionen sein werden, nicht einmal Wahlgangweise. Nur einiges Wenige läßt sich mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen oder besser jetzt schon fest- legen. Die Kommunisten, die beargwöhnungswürdige ihr

Schwergewicht in Paris haben, sind im ersten Wahlgang leer ausgegangen. Die Sozialdemokraten haben ebenfalls schwere Enttäuschungen erlebt. Sie haben nicht einmal ihr Oberhaupt Léon Blum durchgebracht. Dagegen hat Poincaré gleich im ersten Wahlgang unter 187 Ge- wählten 144 Anhänger gewonnen! Und es ist anzunehmen, daß er auch am 29. April gut abschneiden wird. Dadurch hat das französische Volk sich für sein Finanzprogramm d. h. für die Durchführung der Stabilisierung des Franken ent- schieden. Nicht Poincarés Außenpolitik, auch nicht seine Entdeutschungsmethode im Elsaß wollen die Franzosen rest- los gutheißen, aber sie lehnen sich nach der Gesundung der Staatsfinanzen — und der „Zauberer“ Poincaré hat bis jetzt den besten Anfang dazu gemacht. Daß er nicht vor den Neuwahlen das Wunderwerk vollendete, hat seinen guten Grund. Die Massen folgen ihrem Wohlstand, so lange sie noch etwas von ihm zu erwarten haben. Sonst ist auch in der Politik, und hier erst recht, Unbänd der Welt Lohn.

Wer aber auch noch gut abgeschnitten hat, ist der Pensionsminister Marin, dessen Gruppe gleich beim ersten Wahlgang viele Sitze eroberte, mehr als jede andere Fra- tion. Marin aber ist der rücksichtslose Gegner der Briand- schen deutsch-französischen Annäherungspolitik. Nun wer- den die Sterne von Locarno und Thoiry vollends verblasen. An eine vorzeitige Räumung der Rheinlande und eine Rückgabe des Saarlands ist nicht mehr zu denken. An Marins Türe steht für uns Deutsche die Inschrift Dantes über der Höllenpforte: „Beim Eintritt hier laßt alle Hoff- nung fahren!“

Während die letzte Woche für die europäische Politik verhältnismäßig ruhig verlief, hörte man um so mehr aus dem fernen Osten. Im chinesischem Hegensessel brodelte es wieder toller denn je. Freilich weiß man nie, was eigentlich wahr ist. Meist lauten die englischen Nachrichten ganz anders als die russischen, diese wieder anders als die japanischen und die französischen. Allem Anschein nach dringen die Südjapansen unter ihrem „Napoleon“ Tschang- kai-schek und dem bekannten „christlichen“ (oder „unchrist- lichen“) General Fengguisang erfolgreich nach Norden vor. Sie sollen bereits am Hoangho stehen. Die Provinz Schan- tung sei in den Händen der Südruppen, jedenfalls deren wichtige und große Stadt Tsingtau. Tschangtscholin, der seitherige Machthaber der Mandchuren und der zentrale Befehlshaber bei Japan in Ungnade gefallen. Japa- nische Truppen besetzen in kürzester Zeit die gesamte südmandchurische Bahn. Dadurch geriet Tschangtscholin mit seinem Verbündeten Suntschuangfang in die Zange zwischen den Japaner und den Südjapansen. Offenbar will Japan Tschangtschek stärken. Wie wird das enden? Wann end- lich wird das Riesenvolk seine Ruhe finden? Bis jetzt hat man die Erfahrung gemacht, daß alle Eingriffe von außen das Uebel nur verschlimmern. Auch hier kann nur eine mächtige und übermächtige Persönlichkeits Ordnung schaffen. Auf sie wartet das Reich der Mitte. Sie aber ist immer ein Geschenk des Himmels.

Unsere Mutter Erde aber scheint gegenwärtig mit ihren Kindern gar nicht zufrieden zu sein. Geradezu grauenerregend lauten die Hobsboschichten von den Erdbeben-Kata- strophen von Bulgarien (Philippopol) und Grie- chenland (Korinth). Die alte Paulusstadt scheint das Schicksal Herculaniums teilen zu müssen. In wenigen Se- kunden 9000 Häuser zerstört, Hunderttausende von Men- schen obdachlos geworden. Keine Bäckereien mehr — kein Brot. Aus allen Ecken und Enden grinst das Gespenst des Hungers. Es ist zum Erbarmen! Wie ohnmächtig ist doch der Mensch gegenüber dem Haß der Elemente! Wie schwach aller technische Fortschritt, auf den der moderne Mensch nicht mit Unrecht stolz sein darf, gegenüber den furchtbaren Ge- walten, die im Innern der Erde grollend haufen!

Wir in Deutschland sind bis jetzt, Gott sei Dank, vor solchem Unglück verschont geblieben. Haben aber dafür andere schwere Sorgen. Augenblicklich im Ruhrgebiet. Die Arbeiter verlangen Verkürzung der Arbeitszeit und Er- höhung des Lohns. Ueber die Lage des Steinkohlenberg- baus liegen drei Gutachten vor: des Reichswirt- schaftsministeriums, der Mehrheit der Schmale- nbach-Kommission und des Dr. Baade, des Vertreters der Freien Gewerkschaften. Alle berechnen einen Verlu- st, und zwar um 0,50 M, 1,25 M und 0,30 M für die Tonne. Trotdem hat das Reichsarbeitsministerium den Schieds- spruch des Schlichters, der Lohnerrhöhung beantragt hat, für verbindlich erklärt. Die Durchführung dieses Spruchs be- deutet selbstverständlich Erhöhung der Kohlen- preise, also eine weitere Belastung der Industrie. Ob sie tragbar ist? Viele bestreiten es. Für alle Fälle aber muß ein Streik vermieden werden. Es handelt sich um das Schick- sal von 400 000 Mann! Ja, um die Zukunft unseres Kohlen- bergbaus. Die schrecklichen Spuren, die der englische Berg- arbeiterstreit 1926 bis in die jüngste Gegenwart mit den 150 000 arbeitslosen Bergleuten hinterlassen hat, sollten wahrlich uns schrecken.

Wiel Erregung und Aufregung hat der Reudelsche Erlaß gegen den Roten Frontkämpferbund verursacht. Der- selbe ist ein Grund des Republikstättengesetzes gestelltes Erfuchen an die Länderregierungen, den Bund, der auf einen Umsturz des gegenwärtigen Staats eingestellt ist und der nicht selten durch Ueberfälle die öffentliche Sicherheit gefährdet hat, in ihren Hoheitsgebieten aufzulösen. Nicht wenige Länder haben gegen das Erfuchen des Reichsinnen- minister Einpruch beim Staatsgerichtshof erhoben. Auch der Ueberwachungs- und Ausschuß des Reichstags hat sich mit der Sache befaßt. In lebhafter Aussprache wurde für und gegen die Maßnahme gesprochen. Die Reichsregie- rung bindende Beschlüsse konnte und durfte der Ausschuß nicht fassen. Am Schluß der Sitzung wurden sämtliche An- träge abgelehnt, also auch die von den Demokraten und dem Zentrum beantragte Entschließung: „Ohne zu der Frage Stellung zu nehmen, ob die gesetzlichen und tatsäch- lichen Voraussetzungen für das Vorgehen des Reichsinnen- ministers gegeben waren, hält der Ausschuß diese Maß- nahme im gegenwärtigen Augenblick nicht für zweckmäßig.“

Auch dieser Vorgang gehört als Szene hinein in das Schauspiel des Wahlkampfes, der nun eingesetzt hat und dessen Festigkeit von Woche zu Woche anwachsen dürfte. Wehe, wenn alles wahr wäre und gar wahr würde, was in diesen Tagen von den Parteien und gegen die Parteien gesprochen werden wird! Der Wähler hat es nicht leicht. Nicht weniger als 16 große und kleine und ganz kleine Parteien werben um seine Stimme. Wir Deutsche sind nun einmal „Individualisten“ d. h. Eigenbrötler. Am liebsten hätte jeder zwei Parteien; die eine für seine gute, die andere für seine unguete Stimmung. Für alle Fälle aber bleibe niemand von der Wahlurne weg. In Frankreich haben in einigen Bezirken bis zu 90 v. H. gewählt. Es würde nichts schaden, wenn wir hierin etwas von unseren Feinden lernen wollten. Das Wahrecht ist eine Wahlpflicht. Wer sie nicht erfüllt, handelt pflichtwidrig. W. H.